

Rückblick zum Workshop

**„Zerrissene Beziehungen wiederherstellen.
Restorative Circles – ein innovativer Impuls für den TOA?“**

durchgeführt von Rosalia Helbig und Jakob Hausmann

nach einem Bericht von Katbrin Berger und Martin Staats

1. Einleitung

In diesem Workshop ging es um das Kennenlernen des Konzeptes der „Restorative Circles“ und die Frage, inwiefern man diese in den Täter-Opfer-Ausgleich einbinden könnte. Referenten waren Rosalie Helbig und Jakob Hausmann, welche gemeinsam im „Vestrum e.V.“ arbeiten. Beide haben jeweils mit der Methode gearbeitet und versuchen nun, den Ansatz aus ihrem sozialwissenschaftlichen Hintergrund zu verbreiten.

Der Workshop wurde mit einer kleinen Vorstellungsrunde begonnen. Nachdem die Referenten einen theoretischen Einblick in die Thematik gegeben hatten, hatten die Teilnehmer die Möglichkeit, den Film „Burning Bridges“ zu sehen. Anschließend gab es Gelegenheit zur Diskussion.

Der Begriff des „Restorative Circle“ kann mit „stärkender Kreis“ oder „Stärkungskreis“ übersetzt werden. Es bezeichnet die haltende und unterstützende Kraft der Gemeinschaft. Diese wird im Alltag, z.B. beim gemeinsamen Frühlingsputz der Stadt oder beim Bürgerentscheid für eine wichtige Sache, aber auch im Streitfall benötigt. Gibt es zum Beispiel Angelegenheiten wie eine Straftat, die eine ganze Gemeinschaft betreffen, ist die Methode des „Restorative Circle“ eine Möglichkeit, um den Sachverhalt mit allen Beteiligten und auch für alle Beteiligte zufrieden stellend zu klären.

Entstanden ist die Idee der „Restorative Circles/Real Justice“ aus dem so genannten „Family Group Conferencing“ der Maori-Kultur. Dort entwickelten Familien zusammen mit ihrem Netzwerk einen individuellen „Hilfeplan“ für einen bestehenden Konflikt. Diese Form der Streitklärung ist in Neuseeland schon seit 1989 gesetzlich manifestiert (Helbig & Hausmann, 2010, S. 3).

Dominic Barter hat den „Restorative Circle“ in Brasilien eingeführt. Dort arbeitet er schon seit 1994 mit der Methode, auch in Kooperation mit der Polizei, Nachbarn oder Sozialarbeitern. Er hat die Methode wie folgt beschrieben:

„Man betritt den Kreis als Mensch und lässt seine Rolle zuhause.
Man kommt freiwillig, mit der Absicht, Verantwortung
für das Geschehene und das Kommende zu übernehmen.“

(www.restorativecircles.de).

2. Problemstellung (Aufriss des Workshops/Diskussion in Fachzeitschriften)

Ebenso wie der Täter-Opfer-Ausgleich stellt die Methode des „Restorative Circle“ eine Möglichkeit der Konfliktklärung dar, allerdings auf einer anderen Ebene. Das Besondere daran ist, dass hier versucht wird, alle von dem Konflikt Betroffenen zu erreichen und ihre Bedürfnisse zufriedenzustellen. Diese können sehr unterschiedlich sein. Es kann darum gehen, mit den Menschen zu reden, ihnen die eigene Sichtweise



zu schildern oder aber auch darum, die Täter zu unterstützen, sofern zum Beispiel die Eltern anwesend sind. Es muss sich beim „Restorative Circle“ um keine zur Anzeige gebrachte Straftat handeln. Es sich auch um einen Konflikt im Gemeinwesen, der Wohnsiedlung oder im Sportverein handeln, den es zu bearbeiten gilt. (Helbig & Hausmann, 2010, S. 4) Auch für Deutschland böte sich hier die Chance, diese umfassende und kostenneutrale Alternative zur gerichtlichen oder gewerblichen Streitschlichtung (Mediation) in verschiedenen Bereichen, wie z.B. bei Schulkonflikten, Nachbarschaftsstreitigkeiten, bei Familienauseinandersetzungen oder im Gemeinwesen, zu nutzen.

Auch beim „Restorative Circle“ kommt man nicht ohne einen neutralen Koordinator/ Mediator aus. Dieser behält den Prozess im Blick und fördert die Interessen aller Beteiligten. Der neutrale Koordinator kann aus dem Gemeinwesen kommen, bei einem ansässigen Verein beschäftigt sein oder regional von einer Behörde ausgebildet und zugeteilt werden. Er regt die Wiedergutmachung an und gibt somit der Gruppe/dem Gemeinwesen ihre eigene Kraft bei der Problemregulierung zurück.

Auf diese Weise wird Hilfe zur Selbsthilfe initiiert und es werden Netzwerke, z.B. für die Unterstützung der Wiedergutmachung der Tat geschaffen. Es soll auch eine präventive Wirkung angestrebt werden, indem nicht einfach nur bestraft wird. Durch die direkte Kommunikation und Auseinandersetzung des Beschuldigten mit den Beteiligten und das Anstreben einer einvernehmlichen Lösung wird sozialer Frieden für die Zukunft gesichert.

Es gibt weitere inspirierende Alternativen bzw. Impulse „Restorative Circles/Restorative Justice“ anzuwenden. Einen beschreibt z.B. Ines Staiger in ihrem Artikel „Recht in Zeiten des Terrors, Restorative Justice als normative Reaktion auf den Terrorismus unter besonderer Berücksichtigung der Opfer des Terrorismus“. Hier versucht sie einen Ansatz zu formulieren, bei dem eine Alternative zum bestehenden Strafverfahren, im Bezug auf Formen des Terrorismus und Reaktionen auf ihn, angewendet und gefunden werden soll. Ihr geht es dabei vorwiegend um die Kommunikation und die Wiedergutmachung zwischen Opfer und Täter. Das Modell in diesem Anwendungsgebiet ist schwer vorstellbar, aber es gibt schon einzelne Krisenregionen, wie z.B. Nordirland und Palästina/Israel, in denen es auf der Mikro- und Mesoebene angewendet wird. Sie fasst dabei unter dem Leitgedanke des Restorative Justice alle Konzepte zusammen, „die wiedergutmachende Prozesse benutzen und danach streben, wiedergutmachende Ergebnisse zu erzielen“ (Staiger Ines, 2010, S. 130). Dies können z.B. Täter-Opfer-Ausgleich, Family Group Conferencing und Restorative Circles sein (Staiger Ines, 2010, S. 130/138).

3. Darstellung des Diskussionsverlaufes und Ergebnisse

Die Thematik, die in dem Workshop behandelt wurde, war für uns eine völlig neue. Diese Form der Mediation war uns vorher nicht bekannt und auch nicht vorstellbar. Die Sichtweise, dass ein klassischer Konflikt nicht nur zwischen zwei Konfliktparteien bearbeitet werden kann, sondern von einem gesamten Gemeinwesen, ist sehr interessant. Dadurch, dass viele Menschen an diesem Prozess beteiligt werden, ist dieser mit Sicherheit sehr aufwendig. Allerdings hat so jeder, der sich betroffen fühlt, die Möglichkeit, sich an einem Ausgleich zu beteiligen. Es steht letzten Endes niemand vor vollendeten Tatsachen, sondern alle werden in den Ausgleichsprozess mit einbezogen. Das wurde im Workshop sehr deutlich.

Rosalie Helbig und Jakob Hausmann haben zunächst ihre Erfahrungen mit dem „Restorative Circle“ erläutert. Dies hat die Methode auch für den Zuhörer greifbarer gemacht. Beide haben von Anfang an dargestellt, dass dieses Konzept innerhalb Deutschlands nicht sehr weit verbreitet ist und eher selten angewendet wird. Ihnen ging es um Aufklärung sowie die Diskussion, inwiefern der „Restorative Circle“ auch bei uns Anwendung finden kann.

Nachdem der Hintergrund und der Ursprung der Methode beschrieben wurde, haben die Referenten den Film „Burning Bridges“ vorgeführt. Hier wird der Fall einer Gemeinschaft dokumentiert, welche wegen des Abbrennens einer historischen Brücke durch ein paar Jugendliche tief getroffen wurde. Der Prozess des „Restorative Circle“ sowie dessen Wirkungen auf die Anwohner wurde so an einem konkreten Beispiel sehr anschaulich dargestellt und ermöglichte den AK-Teilnehmern einen ersten „greifbaren“ Einblick in Konzeption und Ablauf der „Restorative Circles“.



In der sich anschließenden Diskussion ging es zunächst hauptsächlich darum, welche Eindrücke aus dem Film „Burning Bridges“ mitgenommen wurden und weitere offene Fragen zu klären.

Es stellte sich zuerst die Frage, ob es Grenzen bei der Anwendung der „Restorative Circles“ gebe. Hierbei wurde darauf verwiesen, dass der Mediator dafür verantwortlich sei, dass sich alle Beteiligten wohl fühlen. Hierdurch würden auch die Grenzen für jede Person individuell festgelegt. Diese könnten sich aber innerhalb der Mediation ändern. Auch wenn jemand sich nicht vorstellen könne an einem „Restorative Circle“ teilzunehmen, könne der Mediator fragen, „Was brauchst du, um zu kommen?“ Die Teilnahme solle dann aber nicht aufgezwungen werden.

Weiter war auch der Umgang mit einem schüchternen oder unentschlossenen Täter zu klären. Auch hier müssten die Bedürfnisse der Person berücksichtigt werden. Hier helfe z.B. eine Frage: „Wen würdest du gerne zum Geburtstag dabei haben?“. Diese Art und Weise mit den Beteiligten umzugehen, also sie zu fragen, was sie brauchen, um sich wohl zu fühlen, könne auf alle Bereiche und Anwendungsfelder des „Restorative Circle“, wie z.B. das Gemeinwesen oder die Schule, übertragen werden.

In der Diskussion wurde thematisiert, wie man damit umgehen soll, wenn frühere Ereignisse angesprochen würden. Hier werde der Koordinator zwar nicht versuchen, das thematisierte Ereignis aus der Vergangenheit zu unterbinden, aber sein Fokus liege auf der aktuellen und auf die Zukunft gerichteten Problemlösung und -bearbeitung. Allgemein habe er beim „Restorative Circle“ die Aufgabe, den Prozess zu unterstützen und ein neutraler Begleiter zu sein. Der Koordinator sei kein Therapeut, wolle keine Beziehungen wiederherstellen und habe auch selbst keine feste Zielposition, wie das Verfahren verlaufen soll. Die Beteiligten seien die Gestalter, der Koordinator selbst gebe nur den Rahmen und bringe die Parteien gegebenenfalls wieder zurück zum Thema.

Als nächstes wurde die Rolle der Scham (engl. Shaming = sich schämen) angesprochen. Die Referenten haben dargestellt, dass dies ein Teil des Prozesses sein könne, aber nie gefordert oder erzwungen werden könne. Es sei durchaus so, dass die Situation am Anfang der Sitzung sehr beschämend für den Täter sei. Er erzähle von seiner Tat, die Betroffenen fragten nach und diskutierten. Danach werde gemeinsam ein Plan erarbeitet, wie man sich einigt. Dies sei schon befreiender für den Täter, denn er wisse jetzt, was er machen kann. Danach könne z.B. ein lockereres Beisammensein folgen und jeder könne mit jedem in einem anderen Rahmen reden. Dies dürfte nach dem Prozess des „Restorative Circle“ die Scham nicht verschwinden lassen, wohl aber erträglich machen.

Es wurde erwähnt, dass in anderen Ländern, wie den Niederlanden, die Gestalter des „Restorative Circle“ auch andere Personen als ausgebildete Sozialpädagogen sein könnten, welche dann sogar ehrenamtlich arbeiteten. Dort ist sei so, dass jede Gemeinde jemanden habe, der ausgebildet werde, egal ob er pädagogische Vorkenntnisse habe oder nicht. Denn der Koordinator/Mediator solle den Prozess begleiten und nicht Beziehungen verändern oder in den Prozess eingreifen, wie Sozialpädagogen es häufig machen würden.

Wir schlossen den Workshop mit der Frage, wie strukturiert die Fragen des Koordinators sein sollen und wann sie am besten gestellt werden. Darauf kam die Antwort, „Go with the flow. Das Schwierige ist, auf seinen eigenen Händen zu sitzen und Vertrauen in den Prozess zu haben.“.

4. Kritische Würdigung des Workshops

Festhalten muss man, dass kein Strafverfahren oder auch andere uns bekannte Verfahren, die „Betroffenenrolle“ so in den Blick nehmen wie „Restorative Circles/Justice“. Sie würdigen deren Bedürfnissen nach Aufklärung, Nachfragen und eventueller Versöhnung.

Das Positive an dieser Methode ist unserer Meinung nach, dass alle Betroffenen zu Wort kommen. Auch die Eltern der „Täter“, die in einem kleinen Ort unter der Tat ihrer Kinder leiden können, weil die von anderen Bewohnern gemieden oder gestraft werden. Des Weiteren ist auch der „Täter“ gezwungen, sich mit seiner „Tat“ und deren Folgen auseinander zu setzen, und kann so nicht einfach nur ein Verfahren über sich ergehen lassen und dann seine Strafe absitzen.



Er bekommt die Möglichkeit zu verstehen, welches Ausmaß seine Tat hatte und welche Menschen in welcher Weise betroffen waren. Es geht nicht nur um das Opfer oder den Täter, auch die Eltern des Täters, vielleicht die Freunde des Opfers, Nachbarn, die sich jetzt unsicher fühlen, alle können betroffen sein. Der Täter muss im Prozess des „Restorative Circle“ aktiv werden, er muss sich stellen und dies regt zum Nachdenken an. Mehr kann man neben der Schadensbegleichung nicht erzwingen, genauso wenig wie im Strafverfahren. Durch die Offenheit des Verfahrens sind jedoch im „Restorative Circle“ mehr Annäherungen und positive Impulse möglich, die vielleicht wieder eine gemeinsame Vertrauensbasis für die Beteiligten schaffen. Deshalb halten wir es für eine zukunftssträchtige Methode der Konfliktbearbeitung bzw. -verarbeitung für Beteiligte auf allen Ebenen und in allen Bereichen.

Die Kürze des Workshops sowie die weitreichende Begeisterung der Teilnehmer am Thema haben die Folge gehabt, dass es an diesem Tag nicht mehr möglich war, die Methode umfassend kritisch zu betrachten.

Unserer Meinung nach sollte noch thematisiert werden, wonach bestimmt wird, wer am „Restorative Circle“ teilnehmen kann und wer nicht. An welcher Stelle werden dabei Grenzen gezogen? Des weiteren betrachten wir folgende Fragen: Wie vertraulich wird der Kreis, wenn sich dreißig Teilnehmer ankündigen?, Wie ehrlich kann der Täter sein, wenn seine Eltern im selben Raum sind?, Was ist, wenn der Täter sich nicht einsichtig zeigt und seine Tat entgegen der Meinung der Betroffenen rechtfertigt?, Welche Dynamik kann aus einem solchen Kreis entstehen und wie gehen die Beteiligten nach der Auflösung damit um?.

Das TOA-Forum hat uns mit diesem Workshop die Möglichkeit gegeben, eine neue Methode zu betrachten und wir kommen zu dem Schluss, dass der „Restorative Circle“ in Zukunft im Täter-Opfer-Ausgleich wichtig werden kann.

Literatur

Helbig Rosalie/ Hausmann Jakob, 2010, *RestorativeCirclesPräsentation, Postdam*
(Die Präsentation der Referenten im Workshop)

Staiger Ines, 2010, *Recht in Zeiten des Terrors, Restorative Justice als normative Reaktion auf den Terrorismus unter besonderer Berücksichtigung der Opfer des Terrorismus, Humboldt Forum Recht, Ausgabe Nr. 10, Seite 130- 148*

Internetquellen

http://www.restorativecircles.de/Restorative_Circles.html (16.10.2010, 15:00Uhr)

*nach einem Bericht von Kathrin Berger und Martin Staats,
Studenten der Fachhochschule Jena, Fachbereich Sozialwesen, Studiengang Soziale Arbeit*



Rückblick zum Workshop

**„Zerrissene Beziehungen wiederherstellen.
Restorative Circles – ein innovativer Impuls für den TOA?“**

durchgeführt von Rosalia Helbig und Jakob Hausmann

Als wir am Donnerstag, 10.06.2010 erfuhren, dass uns bei den sonnigen Temperaturen von über 30 Grad ein Seminarraum direkt unter dem Dach auf dem Gelände der Staatskanzlei zugeteilt wurde, waren wir zunächst einmal froh, vormittags beginnen zu können. Bei einem großen Trinkwasserverbrauch begannen wir zunächst mit einer kurzen Vorstellungsrunde.

Die TeilnehmerInnen kamen teilweise aus der Praxis des TOA oder aber auch aus der Wissenschaft und brachten unterschiedliche Vorkenntnisse mit.

Der Ursprung der *Restorative Circles*¹ liegt in Neuseeland in der Kultur der Maoris. Hier ist es üblich, dass bei Problemlagen eine Lösung gemeinsam mit der Familie und ihrem Netzwerk erarbeitet wird. Wie es bereits am Mittwoch 09.06.2010 in dem Beitrag von Prof. Dr. Oeming angesprochen wurde, handelt es sich bei dem Ansatz um einen sehr ursprünglichen Gedanken, der nicht nur in der Kultur der Maoris wiederzufinden ist.

Heute ist dieses Vorgehen international verbreitet (u.a. Australien, USA, Kanada, Großbritannien, Europa, Skandinavien). Auch in der Jugend- und Familienhilfe findet die Methodik der *Family-Group Conference*² Anklang.

Da wir beide nach der niederländischen Methode ausgebildet wurden (Jakob Hausmann ist *Eigen Kracht*- und *Echt Recht*-Koordinator, Rosalia Helbig ist ausgebildete *Eigen Kracht*- Koordinatorin), stellten wir zudem kurz die Umsetzung in den Niederlanden vor. Hier gibt es eine unabhängige Organisation mit dem Namen *Eigen Kracht-Centrale*. Diese Organisation bietet Interessierten unterschiedliche Variationen von Circles an: *Eigen Kracht-conferentie* (Familienrat), *Echt Recht-conferentie* (erweiterter TOA), *Leervinkel* (an Schulen werden individuellen Lernpläne gemeinsam mit betroffenen Schülern entwickelt) und *Alle Hens* (Lösungsentwicklung auf der Ebene des Gemeinwesens, z.B. bei Problemen zwischen (Bevölkerungs-) Gruppen).

Im Rahmen eines *Restorative Circle* handelt es sich um eine Zusammenkunft von Menschen, die das gemeinsame Erlebnis einer Normüberschreitung teilen. Dabei fühlen sich alle von der Tat auf unterschiedliche Weise betroffen. Das heißt, nicht nur Täter und Opfer, sondern auch Menschen aus ihrem Netzwerk, wie Eltern und Freunde bis hin zu ZeugInnen und VertreterInnen der Gemeinschaft können auf freiwilliger Basis an der Konferenz teilnehmen. Organisiert werden diese Konferenzen von unabhängigen KoordinatorInnen, die auch den Prozess während der Zusammenkunft (beg-)leiten.

¹ To restore: wiedergutmachen
Diverse Titel in der Anwendung: z.B. Real Justice, Restorative oder Peace Circles, Echt Recht, Wiedergutmachungs- oder Gemeinschaftskonferenz

² In Deutschland unter dem Namen Familienrat bekannt. Hier erarbeitet eine Familie gemeinsam mit ihrem Netzwerk einen individuellen Hilfeplan basierend auf eigenen Ressourcen und teilweise ohne die Beteiligung von Professionellen.



Der Ablauf lässt sich in vier Phasen unterteilen.

Eine erste Phase beginnt mit einer Einleitung und Vorstellungsrunde sowie der Klärung der Rahmenbedingungen/ Spielregeln.

Die zweite Phase beginnt mit folgenden Fragen an die Seite der „Verursacher“.

1. Was ist passiert?
2. Was dachtest du als es passierte?
3. Was hast du seitdem gedacht?
4. Wer, denkst du, ist durch deine Tat betroffen?
5. Wie ist er/sie/sind sie durch deine Tat betroffen?

Die Fragen an die Betroffenen in der Runde können beispielsweise so lauten:

1. Was war deine Reaktion zu der Zeit, wo es passierte?
2. Wie fühlst du dich in Bezug auf das was passierte?
3. Was war/ist das schwierigste für dich?
4. Wie hat deine Familie und Freunde reagiert als sie von dem Vorfall hörten?
5. Was ist für dich der Kern der Sache?
6. Was möchtest du heute am Ende der Konferenz geklärt haben?³

In dieser Phase können Gefühle und Gedanken benannt werden, die das Ereignis betreffen, das ausschlaggebend für die Zusammenkunft war. Anschließend wird in einer dritten Phase nach Möglichkeit ein „Wiedergutmachungsplan“ entwickelt. Für diesen sind jedoch nicht die KoordinatorInnen im Kreis verantwortlich. Ein solcher Plan kann das Ergebnis des gesamten Prozesses der Gruppe sein. Hierzu gehören auch das selbstverantwortliche Aushandeln der Bedürfnisse der Betroffenen sowie das Beisteuern und Formulieren von Ideen aller (auch der Verursacher). Der Plan wird noch vor Ort verschriftlicht und von allen unterschrieben.

Einen Abschluss findet die Zusammenkunft in einem informellen Teil. Hier findet ein ungezwungener und Austausch unter den Beteiligten statt, der nicht mehr durch die KoordinatorInnen angeleitet wird. Insbesondere der letztere Teil der Konferenz wird als wichtigster Part eines Restorative Circles bezeichnet. Hier kann eine Reintegration der Täter stattfinden und die Gemeinschaft wieder hergestellt werden.

Sehr Anschaulich wurde dies auch in dem Film „Burning Bridges“ dargestellt. Der 35-minütige Dokumentarfilm berichtet über die Inbrandsetzung der Mood's Bridge, eine historische, gedeckte Holzbrücke in Bucks Country, Pennsylvania (USA), und die „Restorative Conference“, die in diesem Zusammenhang stattgefunden hat. An der Konferenz teilgenommen haben die sechs jungen Männer, die die Brücke in Brand gesetzt haben, ihre Familien und Gemeindemitglieder von Bucks Country. Unter Verwendung von Nachrichtenmaterial, Interviews und Videos von der Konferenz wird die Geschichte einer Gemeinde erzählt, die über Trauer und Zorn in einen Heilungsprozess hineinwächst.

Gemeinsam mit den TeilnehmerInnen fand, nachdem der Film gezeigt wurde ein reger Austausch über die Möglichkeiten der Restorative Circles statt. Grundsätzlich kann als Resumé auf die eingangsgestellte Frage zusammengefasst werden, dass Restorative Circles eine Bereicherung für den bisherigen TOA darstellen können.

Rosalia Helbig und Jakob Hausmann

Kontakt: www.vestrum.net

³ Terry O' Connell, Ben Watchel and Ted Watchel: Conferencing Handbook. The new real Justice Training Manual. The Piper's Press, Pipersville Pennsylvania 1999, S. 55 ff.



Zusammenfassung der Arbeitsgruppe:

„Wie muss ein guter TOA aussehen?“

durchgeführt von Fadi Saad

nach einem Bericht von Marianne Zeh und Natalia Grabowski

Wie muss ein guter TOA aussehen?

Welche Zielstellung wird mit einem Täter-Opfer-Ausgleich verfolgt? Wie kann diese erfolgreich umgesetzt werden? Was bedeutet in dieser Form von Mediation eigentlich „Erfolg“? Inwiefern stehen theoretische Vorstellungen und Praxis im Widerspruch?

Diese und ähnliche Fragen nahmen wir mit in den Workshop, in der Hoffnung durch angeregte Diskussionen, die durch einen kompetenten Mediator angeleitet werden sollten, Antworten zu erhalten.

Doch der Rahmen gestaltete sich etwas anders. Fadi Saad ist als Quartiersmanager im Reinickendorfer Lettekiez tätig. Sein Buch⁴ wurde bereits mit Preisen ausgezeichnet, unter anderem mit dem InterDialogPreis und dem Deutschen Förderpreis Kriminalprävention 2009.

In seinem Buch schildert Saad seine Lebensgeschichte. Genau das ist der Aufhänger für diesen Workshop. Saad berichtet beispielhaft aus seiner Kindheit und Jugend, in denen er früh mit Ausgrenzung und Gewalt in Berührung kam, die letztlich in die Kriminalität führten. Wie er diese Zeit wahrgenommen hat und wie er wieder in ein geordnetes Leben fand, berichtet in seinem Buch und uns in diesem Workshop.

Dabei stand ihm Frau Uta Möller aus dem Westfallener Jugendamt zur Seite, die als Moderatorin diesen Workshop leitete und die Diskussionen strukturierte.

Als Einstieg las Saad Auszüge aus seinem Buch. Er schildert, wie er in der Schule, als Junge palästinischer Abstammung, große Probleme hatte Anschluss zu finden. Durch das Aufeinandertreffen verschiedener Kulturen, vor allem bei Mitschülern mit türkischem Hintergrund, erfuhr er Ausgrenzung und Diskriminierung, die in Perspektivlosigkeit und Schulschwänzen mündeten. In seiner Freizeit trifft er schließlich auf eine Gruppe Jugendlicher arabischen Hintergrunds die ihm das lang gesuchte Gefühl von Akzeptanz und Zusammenhalt gaben. Durch diese Kontakte häufen sich abweichendes Verhalten und Anzeigen, noch bevor er das strafmündige Alter erreicht hat. Bei seiner ersten Gerichtsverhandlung lag eine Anklage wegen Nötigung, Beleidigung und Körperverletzung vor. Nach eigenen Schilderungen hatte er das Gefühl als Gewinner aus der Verhandlung zu gehen. Er hatte Reue gezeigt, sich als Opfer dargestellt und erhielt nur eine Ermahnung. Saad wirft der Sozialen Arbeit vor, sie kümmere sich nur um den Täter und verliere das Opfer aus den Augen.

Nachdem es zu seiner ungefähr 8. Gerichtsverhandlung kam, musste Fadi Saad für ein Wochenende in den Jugendarrest. Diese Erfahrung habe sein Leben verändert. Selbst den TOA habe er für eigene Zwecke ausgenutzt. Deshalb stellt er die Frage, für wen sei der TOA eigentlich? Wollen Opfer den Täter überhaupt wiedersehen?

⁴

Fadi Saad, Ich war einer von ihnen - vom Gang-Mitglied zum Streetworker, Herdervlag, 1. Auflage September 2008, ISBN 978-3-451-06257-5



An dieser Stelle melden sich zum ersten Mal die Teilnehmer zu Wort. Gerade für die Opfer sei der TOA eine Chance, das Ohnmachtsgefühl abzulegen, welches sonst bei Gerichtsverhandlungen bestehen bliebe. Hier hätten sie die Möglichkeit, aktiv am Prozess teilzunehmen. Sie können mit dem Täter ins Gespräch kommen und Fragen stellen, die ihnen seit der Tat auf Seele brennen würden. Warum ist die Tat passiert? Warum wurde gerade ich ausgewählt?

Saad erwidert, dass einige TOA's erfolgreich ausgeführt werden würden. Aber wem würde es hinterher etwas bringen? Nach seiner Auffassung wissen die Jugendlichen, was sie zu sagen hätten, um eine Gerichtsverhandlung zu umgehen.

Die erfahrenen Mediatoren im Publikum wissen dieses Bild zu berichtigen. Bevor es zu einem Aufeinandertreffen kommt, würden Einzelgespräche sowohl mit Opfer als auch mit Täter geführt. In diesen Gesprächen werde versucht herauszufinden, welche Motivation die Jugendlichen für das Treffen haben. Die Konfrontation mit dem Opfer stelle sich in der Regel als viel schwieriger und auch unangenehmer als eine Gerichtsverhandlung dar. In dieser Konstellation müsse sich der Jugendliche nicht nur direkt mit seiner Tat auseinandersetzen, sondern auch die Fragen der verletzten Person aushalten und für seine Taten Verantwortung übernehmen. Es folge neben einer Entschuldigung auch die Vereinbarung der Wiedergutmachung. Der Opferschutz stehe an erster Stelle. Der TOA sei nur durchführbar, wenn der Ausgleich ernsthaft angestrebt werde. Nur ein ganz geringer Teil an Jugendlichen werde wieder nach Hause geschickt, weil die Absichten zweifelhaft seien.

Die Jugendlichen seien also zum Großteil gute Schauspieler. Dies zumindest die Schlussfolgerung, die Saad daraus zieht. An dieser Stelle schaltet sich die Moderatorin ein, die darlegt, dass die Mediatoren gut ausgebildet in Gesprächsführung und Kommunikation seien.

Darüber hinaus wird im Publikum die Thematik Transparenz angesprochen. Es sei wichtig, Rückmeldungen zu geben, wie das Auftreten der Personen empfunden worden sei. Ein weiterer wichtiger Aspekt sei, dass Wiedergutmachungsleistungen vereinbart werden. Die Opfer könnten sich darauf verlassen, dass eine zügige Zahlung erfolgt. Außerdem sei die Ausgestaltung des Ausgleichs sehr offen. So wünschten sich die Verletzten beispielsweise auch manchmal, dass der Täter an einem Antiaggressionstraining teilnimmt. Sollte der Täter einen Diebstahl begangen haben, weil er selbst Schulden hat, so könne mit dem Jugendlichen darüber nachgedacht werden, wie er aus den Schulden herauskommt.

Auf die Frage, was Fadi Saad denn beeindruckt hätte, erwidert er, dass die Strafe nicht erst nach Monaten hätte erfolgen dürfen. Des weiteren, geht er darauf ein, dass Täter in erster Linie selber Opfer seien und es Gründe gebe, warum jemand straffällig werden würde. Doch wie es den Opfern helfen soll, dass ein Täter zur Beratung oder Ähnlichem geschickt wird, verstehe er nicht. Dass die Reaktion aus dem erstaunten Publikum nicht lange auf sich warten ließ, wird kaum überraschen: Prävention!

Nun schränkt Saad seine zuvor getätigte Aussage etwas ein. Selbstverständlich sei nicht jeder ein Schauspieler. Doch es gebe auch schon Kinder, die ab 12 Jahren „Intensivtäter“ seien. (Angebrachter wäre hier, von sehr auffällig oder deviant zu sprechen, da Kinder noch nicht straffällig werden können. Anm. V.) Die Kuschelpädagogik würde hier nur ein Lachen hervorrufen. Daher müsse es Möglichkeiten geben, Grenzen zu setzen.

Man mag geteilter Meinung sein, inwiefern ambulante Maßnahmen „Kuschelpädagogik“ seien oder die meisten der Jugendlichen durch gute Schauspielerei wissen, wie sie am besten durch ein Verfahren kommen. Uns stellt sich jedoch die Frage, wie dieses Bild aufkommt? Es ist zwar nur eine einzelne Meinung, sie sollte jedoch zum Nachdenken anregen. Das Ziel ist gewiss, dass Maßnahmen möglichst individuell auf den Einzelfall zugeschnitten sein sollten und dass es auch bei einem TOA nicht darum geht, den Täter möglichst mit Sanfthandschuhen anzufassen. Wenn aber dieses Bild die Allgemeinheit beherrscht, dann ist dies bedenklich und muss berichtigt werden.

Dies betrifft auch die Ansicht, dass Jugendliche wissen würden, was sie zusagen haben, um mildere Konsequenzen zu erwarten. Sollte als Gegenargument nicht überzeugend sein, dass Mediatoren gut in



Gesprächsführung und Kommunikation ausgebildet sind? Oder gut ausgebildet sein sollten, ist hier wohl die passendere Formulierung. Wie sich dieses Bild geformt hat, könnten nur Spekulationen sein. Wir finden jedoch, dass es aber existiert, sollte Anlass genug sein, um sich darüber Gedanken zu machen.

Der TOA würde oft als Diversion durchgeführt werden. Die Anwesenden interessierte nun, wie Saad den TOA als Weisung sieht. Auch hier ist er der Meinung, wie er zuvor schon einmal angedeutet hatte, dass die Strafe nur wirksam sei, wenn sie der Tat auf den Fuß folge, ansonsten sei sie nicht pädagogisch wirksam. Hinzu komme, dass die Jugendlichen nur Angst vor einer Gefängnisstrafe hätten. Alles andere, so auch der TOA, käme einem Freispruch gleich.

Fadi Saads Migrationshintergrund wird von den Anwesenden auch genutzt, um die Problematik anzusprechen, wie am besten mit Jugendlichen dieser oder ähnlicher Herkunft umgegangen werde könnte. Saad gibt den Hinweis, dass es auf Selbstsicherheit ankäme. Oft fehle es den jungen Leuten an Zuneigung, jedoch sollte man eine Balance zwischen Konsequenz und vertrauensvollem Verhältnis schaffen. Da immer die Möglichkeit bestehe, die gemeinsame Arbeit abzubrechen, müsse man den Jugendlichen das Gefühl geben, dass sie überzeugen müssen.

Jungen Menschen ist ihr Auftreten und die Meinung anderer sehr wichtig, vor allem wenn sich Gleichaltrige in ihrer Nähe befinden. So spricht auch eine weitere Teilnehmerin aus ihrer beruflichen Erfahrung. In ihrem Empathietraining in Haftanstalten beobachte sie oft die Selbstdarstellung der Insassen. Es stelle einen Unterschied dar, ob man Menschen in der Gruppe oder allein begegne. Den einen Auslöser zum Aufhören gebe es nicht. Bei einigen funktioniere eine konkrete Maßnahme, anderen bringe die Anzahl der Gerichtsverhandlungen zur Vernunft und manche erwachen durch den Kontakt zu einer Bezugsperson.

Auch hier relativiert Saad erneut. Solange es sich um sehr wenige Straftaten oder Ersttäter handle, sei das Schamgefühl noch vorhanden und somit eine Maßnahme wie der TOA auch erfolgreich. Es bestehe aber immer die Gefahr, dass das Gefühl vermittelt werde, dass lediglich eine Entschuldigung ausreiche, um einen angerichteten Schaden wieder gerade zu biegen. Zumal es oft die Eltern seien, die Schmerzensgeldzahlungen übernehmen würden.

Die erfahrenen Mediatoren wissen jedoch aus der Praxis, dass der TOA eine einschneidende Maßnahme und Erfahrung darstelle, wenn sich erst einmal dafür entschieden wurde. Die Wiedergutmachungsvereinbarungen, die dort getroffen werden, z. B. auch in Form einer Geldzahlung, können auch von Jugendlichen erarbeitet werden. Die Ausgangsfrage sei gewesen, wie ein guter TOA eigentlich auszusehen habe. Der hohe Anspruch muss auch der Realität genügen, dass man nie jedes Opfer oder jeden Täter erreichen werde. Einige Täter bevorzugten gelegentlich die Gerichtsverhandlung, als dem Opfer gegenüberstehen zu müssen. Jedoch dürfe man sich nicht der Illusion hingeben, dass selbst wenn ein Gespräch zustande kam, im Anschluss nie wieder Straftaten begangen werden. Aber es wird möglich, sowohl Opfer als auch Täter einen Subjektstatus zu geben, dem Täter ein Gesicht zu verleihen und somit dem Opfer die Angst zu nehmen.

Nachdem der TOA mehr als kritisch betrachtet wurde, stellt sich die Frage, was Saad auf den richtigen Weg gebracht habe. Das Schlüsselereignis für ihn sei das Wochenende im Arrest gewesen. Noch mehr betont er jedoch, auch selbst einmal verprügelt worden zu sein, was ihm die Augen geöffnet habe. Nach seiner Ansicht sei es schwierig, einsichtig zu werden, wenn man selbst die Situation nie zu spüren bekommen habe. Möglichkeiten in dieser Hinsicht seien, Jugendliche in Zellen reinschauen zu lassen oder „abziehen zu lassen“, wie er es bezeichnet. Der Erfolg sei gesicherter, wenn Täter zusätzlich z. B. zu einem Antiaggressionstraining geschickt werden würden. Eine pauschale Aussage von Saad, ob TOA eine gute Möglichkeit sei oder nicht, hält er für schwierig. Besonders wichtig seien nötige Strukturen und dass man den Einzelfall betrachte. Nur wenn man sowohl Opfer als auch Täter gerecht werde, könne er erfolgreich sein.

Insgesamt war dieser Workshop aus unserer Sicht ein interessanter Einblick in ein Leben, welches in jungen Jahren durch Straftaten gekennzeichnet war und eines jungen Mannes, der doch wieder auf den richtigen Weg zurück gefunden hat und seine Erfahrungen als Wissen für seine Arbeit mit Jugendlichen



nutzt. Es zeigte sich deutlich, wie schwer es oft ist, junge Menschen zu erreichen und in jedem Fall die passende Maßnahme zu finden.

Einige Aussagen von Saad trafen nicht immer auf Zustimmung, jedoch gaben sie Anlass zur Diskussion. Es war gewiss keine professionelle Kritik, aber die Meinung einer Person, die selbst früher zur Zielgruppe gehört hatte und die daher nicht ungehört bleiben darf. Der Ansatz jemanden einzuladen, der selbst seine Erfahrungen im TOA als Beteiligter gemacht hat, ist ein sehr spannender und kann interessante Erkenntnisse ergeben.

Wer mit der Erwartung in den Workshop gegangen war, eine fachlich fundierte und reflektierte Diskussion und Erarbeitung dieses Themas mitzuerleben, wurde zum Teil enttäuscht. Hinzufügt sein soll hier, dass der Workshop mit Fadi Saad nur den ersten Teil des Tages einnahm. Die Moderatorin improvisierte auf Nachfragen der Teilnehmer die zweite Hälfte und leitete einen regen Austausch zur Ausgangsfrage an, woran man einen guten TOA erkenne und griff Fragen vom ersten Teil auf, wie wichtig z. B. interkulturelle Kompetenzen seien.

*nach einem Bericht von Marianne Zeb und Natalia Grabowski,
Studentinnen der Fachhochschule Jena, Fachbereich Sozialwesen, Studiengang Soziale Arbeit*



Rückblick zum Workshop

**„Was brauchen Opfer von Jugendgewalt?“
umbenannt in
„Jugendliche Opfer von Jugendgewalt“**

durchgeführt von Dr. Kari- Maria Karliczek

nach einem Bericht von Nicole Hame und Sarah Bergert

Medien und Öffentlichkeit konzentrieren sich beim Thema Jugendgewalt meist auf die jugendlichen Täter: auf Ursachen und Motive, auf Präventions- und Interventionskonzepte. Die Situation und Problematik der jugendlichen Opfer wird hingegen deutlich seltener in den Blick genommen. Ein Großteil der Opfer leidet über einen längeren Zeitraum, ohne Hilfe oder Unterstützung zu suchen.

Die Veranstaltung „Jugendliche Opfer von Jugendgewalt“ am 10.06.2010 beim 13. Forum für Täter-Opfer-Ausgleich galt dem Austausch von Fachkräften aus verschiedenen Bereichen. Basierend auf den Ergebnissen eines Praxisforschungsprojektes von Frau Dr. Kari-Maria Karliczek sollten Arbeitsansätze benannt werden, welche sich speziell an das jugendliche Opfer richten sowie Möglichkeiten, die ein Täter-Opfer-Ausgleich diesbezüglich bieten kann, aufgezeigt und diskutiert werden. Frau Karliczek ist Dr. jur., Dipl.- Sozialwissenschaftlerin, Sozialpädagogin und seit 2008 wissenschaftliche Mitarbeiterin beim Forschungsprojekt Camino.

Ein Referat im ersten Teil der Veranstaltung, basierend auf Untersuchungen der gemeinnützigen GmbH Camino, gab den Teilnehmern einen ersten Einblick, welche Angebote es in Deutschland für Opfer von Jugendgewalt gibt, welche Interventions- und Präventionsansätze vorhanden sind, welche Arbeitsansätze im Umgang mit den Opfern angeboten werden und was ein Täter-Opfer-Ausgleich für das Opfer bewirken kann.

Forschungsergebnisse zum Thema Opfer lassen erkennen, dass junge Männer häufig Täter und Opfer gleichzeitig sind und somit die größte Risikogruppe darstellen. Gewalt häufe sich vorwiegend in öffentlichen Räumen wie Diskotheken, Schulen und auf öffentlichen Plätzen und drücke sich sowohl durch verbale wie auch durch körperliche Gewalt aus. Aufgrund dessen, das mindestens 13% aller Schüler Mobbing Erfahrungen machten, spiele die Opferarbeit in der Schule eine überaus große Rolle. Häufig fehle es den Lehrern jedoch an nötigen Kompetenzen, um mit dieser Art von Gewalt umzugehen. Viele Angebote, sich zu diesem Thema weiterzubilden, würden von ihnen als zusätzliche Belastung empfunden. Diese Defizite würden letztendlich von der Schulsozialarbeit aufgefangen.

Schulexterne Opferarbeitsprojekte (Präventionsprojekte) sollten zusätzlich verstärkt angeboten werden, seien aktuell jedoch nur sehr gering vertreten. Diese Präventionsprojekte richteten sich an potentielle Täter sowie auch an die Opfer von Gewalttaten und verfolgten folgende Ziele: das Herstellen intakter Gruppenstrukturen, Empathiestärkung, das Vorbeugen von Eskalation und das Erlernen, wie Konflikte gewaltfrei gelöst werden können. Zusätzlich werde der Täter über Rollenspiele in die Lage des Opfers versetzt, um bewusst die Situation des Ausgeliefertseins zu spüren und das Gefühl eines Opfers zu



erfahren. Weitere Formen von Präventionsprojekten seien die so genannten Peerprojekte. Hier stünden gleichaltrige Ansprechpartner für die Opfer zur unparteilichen Konflikterschlichtung zur Verfügung.

Interventionsprojekte hingegen konzentrierten sich auf das konkrete Opfer, aber auch auf die gesamte Gruppe, welche mit dem Opfer in Verbindung stünde. Über aufklärende Seminare an Schulen, sollten Jugendliche zu einer verstärkten Anzeigebereitschaft bewegt werden. Mobbing in der Schule stelle eine der häufigsten Straftaten unter Jugendlichen dar, werde jedoch am wenigsten mit lediglich 3,3% zur Anzeige gebracht. Im Allgemeinen wendeten sich Jugendliche bei Gewalterfahrungen in nur 9,7% aller Fälle an Eltern oder Freunde und 17,9% aller Opfer behielten das „Opferwerden“ sogar für sich.

Nach Angaben der Referentin, hätten Jugendliche bei rechtsextremer und homophober Gewalt gehäuft Sorge zur Polizei zu gehen. Deshalb würden niederschwellige Angebote, wie schulexterne Projekte oder Hilfsangebote über Internetforen angeboten. Der Vorteil dieses wechselseitigen Austausches liege in der Anonymität.

Ist ein Jugendlicher bereits Opfer einer oder mehrerer Gewalttaten, so habe er die Möglichkeit, einem so genannten Täter-Opfer-Ausgleich zuzustimmen. Hierbei sei das Ziel, in einem Mediationsgespräch einen Tausch zwischen Opfer und Täter zu schaffen. Fraglich sei hierbei, welche Erwartungen die Geschädigten an solch ein Gespräch stellen. Es stelle sich die Frage, wie ein Täter-Opfer-Ausgleich von ihnen emotional wahrgenommen werde und was er letztendlich für das Opfer auslöse.

Hinsichtlich dieser Gesichtspunkte wurden im Forschungsprojekt von Frau Dr. Karliczek vor und nach dem Täter-Opfer-Ausgleich, 20 Opfer befragt. Die Ergebnisse lassen eine überwiegend positive Bewertung erkennen:

Bei allen Befragten stand eine Wiedergutmachung, seitens des Täters im Vordergrund. Für die Geschädigten bestand das Ziel darin, bestehende Konflikte mit dem Täter zu klären und endlich Hintergründe der Tat zu erfahren. Zudem wollten die Opfer eigene Interessen und Sichtweisen zum Ausdruck bringen und die Möglichkeit haben, die Situation aus ihrer Sicht zu beschreiben, so dass der Täter sich hineinversetzen kann. Sie wollten ihm verdeutlichen, dass die Grenze überschritten ist und hegten den Wunsch nach Schadensersatz.

Emotional gesehen wurde von den Befragten Hilflosigkeit und Angst wahrgenommen. Da sich Opfer emotional meist sehr stark belastet fühlten, hatten sie Angst vor erneuter Traumatisierung und Auffrischung ihrer Gefühle während des Gespräches. Der Täter sollte möglichst Reue zeigen und Einsicht in sein Fehlverhalten.

Nach Abschluss und Auswertung aller Mediationsgespräche konnte bei einem Großteil der Befragten eine Objektivierung verzeichnet werden. Die Ängste vor erneuter Viktimisierung sowie vor dem Täter direkt wurden abgebaut. Das Verhältnis zum Täter gestaltete sich nun konfliktfrei und in angemessener Form (zum Beispiel Opfer und Täter grüßten sich).

Im Allgemeinen wurde die Gespräche als offen und sachlich empfunden. Positiv sei zu werten, dass alle Opfer das Gefühl hatten, der Beschuldigte habe sie als Person ernst genommen, ihm gegenüber Reue gezeigt, so dass keine Angst vor erneuten Übergriffen zu erwarten war. Das Forschungsergebnis weise darauf hin, dass der Täter-Opfer-Ausgleich eine gute Möglichkeit für eine primäre und sekundäre Viktimisierung biete, eine tertiäre Viktimisierung möglicherweise sogar verhindern könne.

Um einen Austausch zwischen den Seminarteilnehmern zu diesen Aussagen gewährleisten zu können, wurden im Anschluss eine Reihe von Fragen zum Thema „Täter- Opfer- Ausgleich“ besprochen:



- Welche Motivation benötigt ein Opfer, damit es erkennt, wie nützlich ein Täter-Opfer-Ausgleich auch für sich wäre?
- Was können wir als Sozialpädagogen tun, dass ein Täter-Opfer-Ausgleich zu Stande kommt, auch wenn das Opfer dem Täter nicht mehr begegnen möchte?
- Was ist, wenn das Opfer den Ausgleich wünscht, der Täter jedoch nicht?
- Besteht die Möglichkeit, dem Täter einen Ausgleich per gerichtlicher Weisung aufzuerlegen?
- Zudem stellt sich die Frage der Neutralität des Sozialpädagogen im Gespräch. Wie kann er neutral dem Täter gegenüber fungieren, wenn dieser jedoch überaus unsympathisch erscheint?

Die Diskussion unter den Teilnehmern ergab, dass die Teilnahme des Opfers an einem Ausgleichsgespräch letztendlich von ihm selbst abhängig sei. Der Jugendliche sollte ausreichend Zeit erhalten, um über eine Teilnahme nachdenken zu können, wobei der Sozialpädagoge jedoch über Motivationsarbeit bestärkend auf ihn einwirken könne. Schlussendlich basiere die Einwilligung von Seiten des Opfers, aber auch des Täters, auf freiwilliger Basis. Eine richterliche Weisung zu einem Täter-Opfer-Ausgleich sei zwar möglich, das Ziel sei jedoch, freiwillig an einem Täter-Opfer-Ausgleich teilzunehmen, ohne den Zwang des Gesetzgebers.

Abschließend wurde gesagt, dass Richter, Jugendgerichtshilfen und Staatsanwälte zunehmend für die Sicht eines Opfers sensibilisiert werden sollten. Der Geschädigte sollte in den Mittelpunkt des Prozesses gerückt werden. Das aktuelle Strafrecht sei immer noch zu stark auf den Täter ausgerichtet. Es sollten verstärkt Weiterbildungen im Bereich Jugendkriminalität und Täter-Opfer-Ausgleich für Mitarbeiter dieser Institutionen angeboten werden.

Das Ergebnis des Workshops zeigt meiner Meinung nach, dass Täter-Opfer-Ausgleich von den Mediatoren auf unterschiedliche Weise ausgeführt wird. Durch Berichte über die praktischen Erfahrungen der Teilnehmer wurde mir deutlich, dass die theoretischen Leitlinien in der Praxis nicht zu 100% übernommen werden. Das Mediationsverfahren stellt für die Täter eine gute Alternative zu anderen gesetzlichen Sanktionen dar, man darf jedoch den Blick für die Opfer hierbei nicht verlieren.

Die Veranstaltung bot eine gute Möglichkeit, neben theoretisch vermittelten Richtlinien, auch praxisnahe Erfahrungen zu erlangen.

*nach einem Bericht von Nicole Hame und Sarah Bergert,
Studentinnen der Fachhochschule Jena, Fachbereich Sozialwesen, Studiengang Soziale Arbeit*



Rückblick zum Workshop

„Hocheskalierte Konflikte steuern“

durchgeführt von Prof. Dr. Angela Mickley

nach einem Bericht von Danny Hildebrandt und Cathleen Rauch

In der Mediation können Situationen entstehen, in denen Streitigkeiten eine sehr hohe Eskalationsstufe erreichen, obwohl die Parteien an einer mediativen Lösung interessiert sind. In solch hochemotionalen Konflikten ist die herkömmliche Methode oftmals nicht mehr ausreichend und die Mediatorin/der Mediator gerät möglicherweise in eine sehr schwierige Situation.

Verlauf und Hauptthesen des Workshops:

Die ursprüngliche zentrale Frage der Workshop-Beschreibung lautete: „Wie kann Mediation innerhalb einer Verbesserung oder Neugestaltung der sozialen und politischen Beziehungen in und nach Ungerechtigkeits-, Unterdrückungs- und Gewaltsystemen sinnvoll eingesetzt werden?“.

Im Verlauf des Workshops kristallisierten sich jedoch folgende Kernfragen heraus, die den Teilnehmern sehr wichtig waren: Wie erkenne ich hocheskalierte Konflikte? Wie komme ich in Situationen an Verhaltensweisen heran, die auf den ersten Blick wenig steuerbar erscheinen und wie löse ich diese Situationen?

Hocheskalierte Konflikte können anhand folgender Verhaltensweisen (Indikatoren) der Beteiligten erkennbar sein: Regression in Ausdruck und Verhalten, Unruhe, ablenkende, kontroverse und störende Äußerungen, erstarrte Ruhe und eine Asymmetrie der Beteiligten.

In diesen offenen (meist) von Gewalt geprägten Situationen kann das Setting nicht selbst bestimmt werden. Gewalterfahrungen der Vergangenheit können durch den Mediator ebenso wenig bearbeitet werden, wie zukünftige Konflikte. Der Mediator ist in zukünftigen Auseinandersetzungen nicht ausreichend in strukturelle Gegebenheiten eingebunden und hat auf Vergangenes keinen Einfluss mehr. Somit besteht auch nur ein begrenztes Mandat bzw. eine Gegenwartsdominanz an dieser Situation etwas zu ändern. Diese Augenblicksgeschichte wurde während der Veranstaltung anhand mehrerer praktischer Übungen verdeutlicht und bot Gelegenheit Erfahrungen zu sammeln sowie zu reflektieren. Die wichtigsten Ziele hierbei waren Möglichkeiten der Intervention aufzuzeigen, deeskalierend auf eine größere Menschengruppe einzuwirken und Wege von einer Intervention zur Beruhigung und tatsächlichen Bearbeitung zu finden.

Hocheskalierte Konflikte sind festgefahrene Systeme, die bestimmten Routinen unterliegen. Deshalb ist es notwendig, dass der Mediator diese Routinen erkennt und gleichzeitig mit steuert. Wichtig ist hierbei die Wahrnehmung gelegentlich auf den nicht fokussierbaren Teil, also die emotionalen Befindlichkeiten, zu richten, um gefährliche Situationen erkennen zu können. Aufgabe des Mediators ist es, die Wahrnehmung der Parteien zu erweitern und deren Blick für die Bedürfnisse der Gegenpartei zu öffnen. Grundvoraussetzung für den gesamten Mediationsprozess ist eine authentisch respektvolle Haltung des Mediators, die auch eine direktivere Gesprächsführung ermöglicht. Bei allen Mediationsprozessen ist



immer zu beachten, dass die zu steuernde Eskalationsstufe von der Kompetenz des Mediators abhängig ist.

Die ersten Übungen sollten dazu dienen eine Situation herzustellen, in der der Mediator agieren kann. Das heißt von einer offenen, ungeklärten und unwilligen Situation mit den Beteiligten zu einer Bearbeitung zu finden.

Es ist wichtig zu verstehen, dass Menschen sich nicht immer auf ein (Mediations-)Verfahren einlassen können, welches ihnen nicht vertraut ist bzw. bei dem eine begrenzte Bearbeitungsfreiwilligkeit vorherrscht. Zu diesem Zweck werden in der Praxis im Vorfeld häufig Klärungsgespräche mit den betroffenen Parteien einzeln geführt.

Im weiteren Verlauf des Workshops ging es um die Anwendung von Möglichkeiten und Methoden zur Intervention. Es sollte also die Frage geklärt werden, wie in den eskalierten Konflikt eingegriffen werden kann. Hierbei ist es für den Mediator besonders wichtig ein weitreichendes Repertoire an Methoden und Techniken zu beherrschen, um den Mediationsverlauf förderlich gestalten zu können. Je eskalierter ein Konflikt, desto infantiler verhalten sich die Menschen, was ein hohes Maß an Kreativität und Selbstvertrauen des Mediators erfordert, um Zugang zu der Situation zu bekommen.

Als hilfreich konnte in den Übungen herausgestellt werden, dass vor allem die Berücksichtigung von Emotionen und Interessen der Parteien einen besseren Zugang fördert als lediglich inhaltliches Einsteigen in den Konflikt. Insbesondere die Erhaltung von Emotionen (z.B. Wut), deren Umwandlung in eine produktive Äußerungsform und einer in die Zukunft gerichteten Intervention sind konstitutiv. In manchen Fällen kann es hilfreich sein, dass die Parteien zunächst „Dampf ablassen“ können und auch müssen, bevor sie am eigentlichen Konflikt arbeiten können. Notwendig ist dabei eine körperlich verhindernde Intervention, was bedeutet, dass die Parteien direkt mit Namen angesprochen werden, um somit die Kommunikationsrichtung auf den Mediator zu lenken. Weiterhin sind kurz prägnante Sätze verständlicher als schwierige Schachtelsätze. Durch die genannten Möglichkeiten kommt es zunächst zu einer Entschleunigung des Prozesses, so dass sich die Parteien auf die wesentlichen Ziele konzentrieren können.

Um die Parteien aus ihren festgefahrenen Routinen herauszubekommen, kann es außerdem hilfreich sein Verwirrung zu stiften. Wirkungsvolle Varianten sind zum Beispiel ein Sitzplatzwechsel oder auch nichtthemenbezogene Fragen des Mediators, die mit dem eigentlichen Inhalt des Gesprächs nichts zu tun haben. Dadurch entsteht ein Bruch in der Kommunikation, der die Aufmerksamkeit auf den Mediator lenkt und zur Intervention genutzt werden kann.

Mit Hilfe der bisher durchgeführten Übungen und der daraus gewonnenen Erkenntnisse, konnte die nun folgende Deeskalationsübung bearbeitet werden. Hierbei handelte es sich um einen Konflikt zwischen mehreren Interessengruppen in einem Geldinstitut. Anlass des Konflikts waren technische Probleme, die die Auszahlung von Geld verhinderten, so dass nur noch eine begrenzte Menge ausgegeben werden konnte. Die Beteiligten Personen waren Bankkunden mit unterschiedlichen Interessen, Bankangestellte und leitende Mitarbeiter. Das Ziel der Bankmitarbeiter war es, die Situation zu beruhigen und auf die Interessen der Kunden einzugehen. Die Übung wurde zweimal mit wechselnder Besetzung durchgeführt.

Es konnte beobachtet werden, dass die Situation eskalierte als den Kunden mitgeteilt wurde, dass aufgrund technischer Probleme nur noch eine begrenzte Geldmenge vorhanden ist. Zunächst stellten sich alle Kunden gemeinsam gegen die Bank. In der Folge jedoch versuchten einzelne Kunden ihre Interessen stärker durchzusetzen als andere, so dass sich innerhalb der Gruppe verschiedenen Charaktere zeigten.

Auch die verschiedenen Ansätze der Deeskalation der Bankmitarbeiter konnten beobachtet werden, zeigten jedoch nur kurze bzw. keine Wirkung. Auch das Hinzuziehen der leitenden Mitarbeiter führte eher zu einer Verschärfung als zu einer Lösung des Konflikts.

Bei der anschließenden Auswertung der Übung wurden Möglichkeiten gesucht, eine derartige Situation zu entschärfen und zu kontrollieren.



Grundsätzlich sollte stets die Gesamtsituation fokussiert werden, um den Überblick zu (er)halten. Die Wahrnehmung der Unterschiedlichkeit der Interessen und Bedürfnisse ist ebenso wichtig wie eine kontinuierliche Verständigung. Akzeptanz und echtes Interesse kann nur vermittelt werden, wenn der Mediator als neutrale Person am Geschehen bleibt. Das bedeutet empathisch zu sein, den Kontakt nicht abbrechen zu lassen und klare Aussagen zu treffen. Denn nicht alle Parteien wissen immer was gerade passiert ist und benötigen eine klare Mitteilung, um den Prozess transparent zu machen. Der Mediator sollte weiterhin Sicherheit und Kompetenz ausstrahlen und sich nicht von der Situation „anstecken“ lassen. Die Parteien müssen merken, dass der Mediator Verfahrenskompetenz besitzt. Bei mehreren Mediatoren sind eine interne Verständigung und Reflexivität wichtig, insbesondere um eine einheitliche Linie zu verfolgen und die Parteien nicht zu verunsichern. Unsicherheit kann schnell ausgenutzt werden, um den Prozess zu stören und eigene Interessen durchzusetzen.

Die letzte Übung des Workshops gab einen kurzen Überblick über die verschiedenen **Charaktere nach Hippokrates**. In Eskalationssituationen kann es hilfreich sein herauszufinden, welches Temperament eine Person hat, so dass ein differenzierter Zugang möglich ist. Ist der Mediator mit den Charakteren vertraut, erleichtert dies die Intervention. Hierzu benötigt der Mediator eine emotionale Flexibilität, ohne sich dabei verstellen zu müssen.

Im Vorfeld der Übung wurden durch Frau Prof. Dr. Mickley die verschiedenen Eigenschaften der Charaktere erklärt und im Anschluss daran mögliche Interventionsansätze aufgezeigt.

- So wurde deutlich, dass z.B. eine **cholerische Person** inhaltlich korrekte und direktive Antworten benötigt und ihm gegenüber auf klare Entscheidungen und Lösungen hingewirkt werden muss.
- Wertschätzung, Geduld und das Betonen einer einvernehmlichen Lösung helfen hingegen beim **Phlegmatiker**.
- Ein **Sanguiniker** ist sehr überschwänglich und hat in der Eskalation sehr viele Lösungen, kann sich jedoch nicht auf eine festlegen. Wichtig ist, dass er selbst seine Gedanken sortiert und der Mediator versucht Struktur in das Denken zu bekommen. Oftmals hilft es, wenn das Tempo der Kommunikation erhöht wird, so dass sich der Sanguiniker für eine Lösung entscheidet.
- Bei dem letzten Typus, dem **Melancholiker**, ist in der Eskalation schwer erkennbar inwieweit sein emotionales Befinden schon erregt ist. Als wirksam erweist sich hier das Spiegeln von Emotionen und das Aufbringen von Verständnis. Auch hier sollten klare Strukturen geschaffen und auf den Lösungsprozess eingegangen werden.

Bei allen Charakteren ist zu beachten, dass nie das Gegenteil geliefert, sondern auf das Temperament eingegangen wird (es ist wenig hilfreich einem traurigen Menschen zu sagen, dass heute ein schöner Tag ist).

Zusammenfassend konnte festgestellt werden, dass es kein Patentrezept gibt, um deeskalierend einzuwirken. Jede Situation ist einmalig, abhängig vom Umfeld, der Öffentlichkeit, den beteiligten Personen, Raum und Zeit, sowie dem Anlass. Nur durch gute Qualifikationen des Mediators in Bezug auf das Erkennen der Situation und das Herausfiltern der Kernursachen der Eskalation sowie die Mitarbeit der einzelnen Parteien ist eine positive Konfliktlösung zu erreichen.

Erkenntnisse und Erfahrungen:

In der Mediation ist es wichtig, verschiedene Aspekte zu beachten von denen der Erfolg der einzelnen Sitzungen abhängig ist. So konnte im Workshop deutlich herausgearbeitet werden, dass es wichtig ist, den Blick auch für die Peripherie des Geschehens zu schärfen, um Eskalationsindikatoren frühzeitig erkennen zu können. Hierbei kann man auch erkennen, ob die einzelnen Bedürfnisse der Parteien berücksichtigt werden oder ob noch Bearbeitungsbedarf besteht und erneut am Anfang angesetzt werden sollte. Es ist wichtig den Teilnehmern zu zeigen, dass man weiß, was man tut, dass dem Mediator beide Parteien gleichviel bedeuten (Neutralität und Allparteilichkeit) und die individuellen Bedingungen beachtet werden. Frau Professor Dr. Mickley machte auch deutlich, dass nicht alle Konflikte mediiert werden können. Zum Beispiel sollte man einen Täter-Opfer-Ausgleich mit einem traumatisierten Opfer nicht durchführen,



da immer wieder eine Opfersituation, durch bestimmte Faktoren wie z. B. bestimmte Wörter, Gerüche etc. ausgelöst werden könnte.

Kritische Würdigung des Workshops:

Der gesamte Workshop war sehr gelungen. Frau Prof. Dr. Mickley versteht es sehr gut, das Interesse der Teilnehmer zu wecken, zu erhalten und sie zu einer aktiven Teilnahme am Seminar zu motivieren. Der Verlauf war immer klar strukturiert und auf Fragen der Teilnehmer wurde sofort eingegangen. Als besonders positiv ist zu bemerken, dass auch auf die Teilnehmerwünsche eingegangen wurde, z.B. bei Übungen.

Besonders auch die zahlreichen praktischen Übungen füllten das Seminar mit Leben und machten viele Selbsterfahrungen möglich, die den Lerneffekt noch verstärkten. Als kritischer Punkt ist anzumerken, dass die vorhandene Zeit für ein Seminar mit so zahlreichen praktischen Elementen zu knapp bemessen schien.

Viele Fragen mussten am Ende des Seminars offen bleiben, da einfach keine Zeit mehr zur Verfügung stand. Vielleicht ist auch deswegen die ursprüngliche Fragestellung etwas zu kurz gekommen und wurde eher verallgemeinert auf Konflikte des täglichen beruflichen Alltages von Mediatoren und Sozialarbeitern.

Alles in allem war es jedoch ein sehr lehrreiches Seminar, das auch auf Grund der Dozentin weiterempfohlen werden kann.

*nach einem Bericht von Danny Hildebrandt und Cathleen Rauch,
Studenten der Fachhochschule Jena, Fachbereich Sozialwesen, Studiengang Soziale Arbeit*



Rückblick zum Workshop

**„Co-Mediation im Täter-Opfer-Ausgleich:
Vier Ohren hören mehr als zwei“**

durchgeführt von Susanne Meyer und Marit Kämmerer

nach einem Bericht von Christin Menzger und Christin Junker

Nach einer Einführung der beiden Workshopleiterinnen, erfolgte die Vorstellung der einzelnen Teilnehmer. Dabei wurden bereits erste Haupthypothesen genannt. Es wurde berichtet, dass der Trend zunehmend zur Mediation im Team geht. Dabei arbeiten einige Teilnehmer, sowie auch die Workshopleiterinnen ausschließlich in Co-Mediation. Damit gilt diese Form als fachlicher Standard, der aber häufig an die personellen und finanziellen Ressourcen der Einrichtung gekoppelt ist. Besonders im Arbeitsbereich der häuslichen Gewalt und bei Nachbarschaftskonflikten hat sich die gemischtgeschlechtliche Arbeit bewährt und gilt als erfolgsversprechend. In einem ersten Austausch wurde dabei deutlich, dass Co-Mediation häufig als Luxus angesehen wird, den man sich die Einrichtungen leisten, um fachlich qualifiziert zu arbeiten.

Dabei setze die Arbeit im Team ein gewisses Vertrauen zu dem jeweiligen Kollegen voraus und orientiere sich oftmals an den individuellen Präferenzen und Arbeits- beziehungsweise Fachgebieten. Flexibilität und gegenseitige Vertrautheit seien unbedingte Voraussetzungen für das gemeinsame Arbeiten, wodurch es einer guten organisatorischen und persönlichen Abstimmung bedürfe. Als vorteilhaft wird dabei angesehen, dass im Fall von Urlaub und Krankheit ein Kollege in Vertretung den Fall weiterführen und ebenso Ansprechpartner für Externe (zum Beispiel Staatsanwaltschaft) sein könne. Durch diese kontinuierliche Präsenz werde eine erhöhte Akzeptanz des Täter-Opfer-Ausgleiches bei Externen geschaffen.

Zu Beginn der Diskussion wurden dabei die Finanzierungsschwierigkeiten des Täter-Opfer-Ausgleiches und damit insbesondere auch der Co-Mediation angesprochen. Es zeichnete sich ein Konsens darüber ab, dass Co-Mediation aus der Erfahrung der Mediatoren als erfolgsversprechend gilt und fachliche Qualität sichert. Dieses Hauptargument dient als Legitimationsgrundlage, um eine Finanzierung auf Grundlage fachlicher Standards zu gewährleisten.

Co-Mediation biete eine Reihe von Chancen innerhalb des Mediationsprozesses sowohl für die Konfliktparteien, als auch für die Mediatoren. Die Spannungen, die aus den unterschiedlichen Bedürfnissen der Klienten und der Mediatoren resultieren, können durch den Mediationsprozess voran- und nachgehende Gespräche gemindert werden, da sie nicht allein auf den Schultern eines Mediators ruhen. So könne der Mediationsprozess zum Beispiel durch Rollenaufteilungen nach dem Schema „guter Cop/böser Cop“, nach Themenfeldern oder Aufgaben („Achte du mal besonders auf...“) sowie die Fokussierung der Mediators je nach Geschlecht der Parteien gestaltet werden. Die verschiedenen Facetten in der Rolle als Mediator (Provokation, Konfrontation und Einfühlen etc.) könnten dabei leichter eingenommen werden.

Der Co-Mediator wurde im Diskussionsverlauf des Arbeitskreises ausnahmslos als Gewinn beschrieben. Er habe einerseits die Funktion des Reflexionspartners inne, könne aber andererseits auch eventuelle Missverständnisse zwischen Mediator und Klient erkennen und klären. Außerdem werde durch die Überleitung des Prozesses auf ihn eine emotionale Auszeit bei innerem Angesprochensein ermöglicht.



Damit werde die Wahrung der Neutralität unterstützt. Zudem biete diese Methode eine gute Möglichkeit, um Neueinsteiger von den Praxiserfahrungen eines erfahrenen „Profis“ profitieren zu lassen.

Durch die vielfältigen Möglichkeiten der Methodenauswahl und den oben genannten Aspekten resultierten auch für die Klienten verschiedene Vorteile. Die Identifikationsmöglichkeiten für die Klienten würden erweitert, da mit Sympathien und Antipathien besser umgegangen werden könne. Ebenso werde das Wahrnehmungsspektrum verdoppelt, wodurch die Co-Mediation eine geeignete Methode bei Konflikten in großen Gruppen sowie bei hocheskalierenden Beziehungs- und komplexen Konflikten sei.

Jedoch wurde ebenso erwähnt, dass diese Form der Vermittlung für einen bestimmten Klientenkreis eine Überforderung darstellen könnte. Umstritten sei die Co-Mediation somit zum Beispiel im Falle schwergeschädigter Opfer oder bei Konflikten mit Schambehaftung. Auch bei Einzelgesprächen sei davon auszugehen, dass die Präsenz beider Mediatoren den Vertrauensaufbau zwischen Mediator und Partei erschweren könnte.

Es wurde erarbeitet, dass eine erfolgreiche Co-Mediation durch die Erfahrung miteinander wachse. Dabei müsse der jeweilige Partner in der Lage sein, Schwächen zeigen zu können. Dies bedürfe einer gefestigten und selbstbewussten Persönlichkeit. Durch ein „neidloses Schätzen“ der unterschiedlichen Schwächen und Stärken, könne ein vertrauensvolles Verhältnis zwischen den Kollegen entstehen. Diese Beziehung bilde den Grundstein einer jeden Co-Mediation. Eine gelingende Kooperation zwischen beiden Kollegen schaffe dabei eine Vielfalt an Kommunikations-, Interpretations- und Interventionsmustern. Konkurrieren die Kollegen dagegen miteinander, sei eine Co-Mediation undenkbar.

Um zu zeigen wie entlastend Co-Mediation sein kann, wurde im Anschluss an die Diskussion ein Rollenspiel vorgenommen. Es wurde dabei deutlich, dass die Erfahrungen und Stimmungen der Mediatoren in jede Mediation einfließen und dadurch die Gefahr entsteht, dass deren Neutralität verloren geht. Der Co-Mediator kann dabei entsprechende Lasten, wie Vorurteile, Stimmungen und Belastungen des Kollegen mittragen.

Zum Abschluss des Workshops wurde noch die Methode des gemischten Doppels vorgestellt, die überwiegend bei Konflikten in Beziehungen des sozialen Nahraumes angewandt wird. In einer Vorabgespräche werden die Rollen der Mediatoren aufgeteilt. Nach Einführungsrunde und getrennten Einzelgesprächen geben die Mediatoren im sogenannten Geschichtenspiegel die jeweiligen Geschichten der Parteien wieder. Die sich dadurch entwickelnde Eigendynamik wirke sich günstig auf den Mediationsprozess aus.

Dieser Workshop wurde vor allem durch die beiden Referentinnen bereichert. Von Beginn an wurde der Schwerpunkt auf den praktischen Bezug gelegt, wodurch ein reger Austausch zwischen den Teilnehmern stattfinden konnte. Theoretische Aspekte, wie die Vorstellung der Methoden „reflecting team“ und „gemischtes Doppel“ kamen dabei jedoch ein wenig zu kurz. Durch vertiefende Informationen hätten gegebenenfalls altes Fachwissen aufgefrischt, oder neues Wissen erworben werden können. Sicherlich war dies jedoch im begrenzten zeitlichen Rahmen nicht weiter möglich.

Die Co-Mediation steht dabei innerhalb der Einrichtungen immer wieder im Widerspruch zwischen ihrer vielseitigen Chancen und damit sozialpädagogischer Fachlichkeit und der personellen als auch finanziellen Ressourcenknappheit innerhalb des TOA. Im Verlauf der Diskussion entwickelte sich zunehmend der Standpunkt, dass Co-Mediation als fachlichen Standard gelten sollte, da vier Ohren mehr als zwei hören. Dieser erfrischende und interessante Workshop übertraf dabei die eigenen Erwartungen und war ein gelungener Beitrag zum TOA-Forum.

*nach einem Bericht von Christin Menzger und Christin Junker,
Studenten der Fachhochschule Jena, Fachbereich Sozialwesen, Studiengang Soziale Arbeit*

